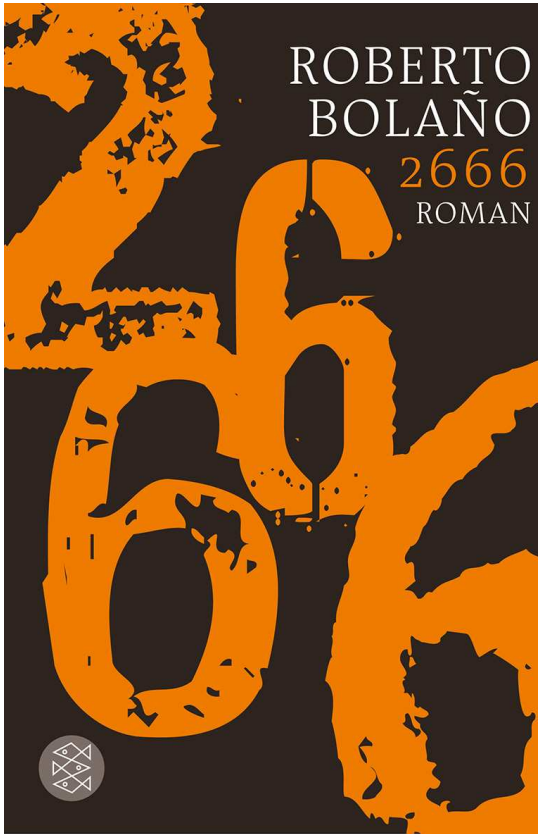


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Roberto Bolaño
2666



Preis €(D) 14,99 | €(A) 15,50 | SFR 21,90

ISBN: 978-3-596-18784-3

Roman, 1200 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

Pelletier konnte sich noch gut an den Tag erinnern, da er zum ersten Mal Archimboldi gelesen hatte. Er sah sich selbst, wie er, jung und ohne Geld, in einer *chambre de bonne* wohnte, wo er sich das Waschbecken, an dem er sich das Gesicht wusch und die Zähne putzte, mit fünfzehn anderen teilte, die alle auf dem düsteren Dachboden hausten, wo er scheidend auf einer fürchterlich verdreckten Toilette hockte, die weniger eine Toilette als ein Abort oder Güllebecken war, das er sich ebenfalls mit seinen fünfzehn Mitbewohnern teilte, von denen einige, mit ihrem akademischen Titel in der Tasche, inzwischen wieder in die Provinz zurückgekehrt oder aber an etwas komfortablere Orte in Paris umgezogen oder aber in einigen Fällen dort wohnen geblieben waren, dahinvegetierten und langsam am Ekel zugrunde gingen.

Er sah, wie gesagt, sich selbst, mönchisch über seine deutschen Wörterbücher gebeugt, im Schein einer schwachen Glühbirne, mager und zäh wie der zu Fleisch, Knochen und Muskeln gewordene Wille, ohne ein Gran Fett, fanatisch und entschlossen, die Sache zum Erfolg zu bringen, kurz: Er sah das Bild eines ganz normalen Studenten in der Hauptstadt, das jedoch wie eine Droge in ihm arbeitete, eine Droge, die ihm die Tränen in die Augen trieb, eine Droge, die, wie ein kitschiger holländischer Dichter des neunzehnten Jahrhunderts sich ausdrückte, die Schleusen der Rührung öffnete, und die von etwas anderem, das auf den ersten Blick wie Selbstmitleid aussah, aber keines war (was war es dann? Wut womöglich), und ihn wieder und wieder an seine jugendlichen Lehrjahre denken ließ, aber nicht in Worten, sondern in schmerzlichen Bildern, und nach einer langen und vielleicht vertanen Nacht in seinem Kopf zwei Einsichten erzwang: Dass erstens sein bisheriges Leben ein für alle Mal vorbei war und dass ihm zweitens eine glänzende Karriere bevorstand; er musste sich nur, damit sie glänzend blieb, als einzige Erinnerung an jene Dachbodenzeit seinen Willen bewahren. Das schien ihm eine lösbare Aufgabe.

Jean-Claude Pelletier, Jahrgang 1961, wurde schon 1986 Professor für deutsche Literatur in Paris. Piero Morini kam 1956 in einem Dorf unweit von Neapel zur Welt, und obwohl er Benno Archimboldi erstmals 1976 las, also vier Jahre vor Pelletier, dauerte es bis 1988, dass er einen ersten Roman des deutschen Autors übersetzte – *Bifurcaria bifurcata* –, der in den italienischen Buchhandlungen ziemlich sang- und klanglos unterging.

Man muss hinzufügen, dass sich die Situation für Archimboldi in Italien deutlich von der in Frankreich unterschied. Morini war nämlich nicht sein erster Übersetzer. Mehr noch; der erste Roman von Archimboldi, der Morini in die Hände fiel, war eine italienische Ausgabe der *Ledermaske*, die ein gewisser Colossimo 1969 für Einaudi übersetzt hatte. Im Anschluss an *Die Ledermaske* erschienen in Italien 1971 *Flüsse Europas*, 1973 *Erbschaft* und 1975 *Die Vollkommenheit der Schiene*, nachdem bereits 1964 in einem römischen Verlag ein Auswahlband Erzählungen unter dem Titel *Die Berliner Unterwelt* veröffentlicht worden war, der vor allem Kriegsgeschichten versammelte. Archimboldi war also in Italien kein völlig Unbekannter, obwohl man ihn auch nicht als erfolgreichen oder mittelmäßig erfolgreichen oder wenig erfolgreichen Autor, sondern nur als total erfolglosen Autor bezeichnen konnte, dessen Bücher in den hintersten Regalen der Buchhandlungen moderten oder verramscht wurden oder vergessen in den Magazinen der Verlagshäuser herumlagen, bevor sie überhaupt aufgeschnitten worden waren.

Selbstverständlich ließ sich Morini von den geringen Erwartungen, die Archimboldis Werk bei der italienischen Leserschaft weckte, nicht abschrecken, und nach seiner Übersetzung von *Bifurcaria bifurcata* schickte er je einen Aufsatz über Archimboldi an zwei Zeitschriften in Mailand und Palermo, einen über Schicksal und Verhängnis in *Die Vollkommenheit der Schiene* und einen über die vielfältigen Verkleidungen von Gewissen und Schuld in *Letea*, einem allem Anschein nach erotischen Roman, und in *Bitzius*, einem keine hundert Seiten langen Roman mit gewissen Ähnlichkeiten zu *Mitzi's Schatz* –

jenem Buch, auf das Pelletier in einer alten Münchner Buchhandlung gestoßen war – und einer Handlung, die um das Leben von Albert Bitzios kreist, Pastor von Lützelflüh im Kanton Bern, Verfasser von Predigten, außerdem Schriftsteller unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf. Beide Essays wurden abgedruckt, und die Eloquenz oder Sprachgewalt, mit der Morini seinen Archimboldi schilderte, ebnete einer weiteren Übersetzung von ihm den Weg, der des *Heiligen Thomas*, die 1991 in die italienischen Buchhandlungen kam. Damals arbeitete Morini bereits an der Universität Turin, wo er deutsche Literatur unterrichtete, und schon damals hatten die Ärzte bei ihm multiple Sklerose diagnostiziert, schon damals war er einem spektakulären und seltsamen Unfall zum Opfer gefallen, der ihn für immer an den Rollstuhl fesselte.

Manuel Espinoza fand auf Umwegen zu Archimboldi. Er war jünger als Morini und Pelletier und hatte zumindest in den ersten beiden Jahren seines Studiums nicht deutsche, sondern spanische Philologie studiert, neben anderen beklagenswerten Gründen deswegen, weil er davon träumte, Schriftsteller zu werden. Von der deutschen Literatur kannte er nur (und das schlecht) drei Klassiker: Hölderlin, weil er mit sechzehn geglaubt hatte, seine Zukunft liege in der Dichtung, und alle Gedichtbände verschlang, die er finden konnte, Goethe, weil ein Spaßvogel von Professor ihm im letzten Jahr am Institut geraten hatte, den *Werther* zu lesen, er werde in ihm eine verwandte Seele finden, und schließlich Schiller, von dem er ein Theaterstück gelesen hatte. Danach geriet er an das Werk eines modernen Autors, Ernst Jünger, in erster Linie aus Herdentrieb, weil die Madrider Schriftsteller, die er bewunderte und im Grunde aus tiefster Seele hasste, ständig von Jünger sprachen. Man kann also sagen, dass Espinoza nur einen deutschen Autor kannte, und das war Jünger. Anfangs fand er seine Bücher großartig, und da die meisten von ihnen ins Spanische übersetzt waren, hatte er keine Probleme, sie aufzutreiben und sämtlich zu lesen. Er hätte es lieber gehabt, wenn es nicht so leicht gewesen

wäre. Im Übrigen handelte es sich bei den Leuten, mit denen er verkehrte, nicht nur um Anhänger von Jünger; einige waren auch seine Übersetzer, was Espinoza aber kaltließ, weil der Glanz, den er sich ersehnte, nicht der des Übersetzers, sondern der des Schriftstellers war.

Im Lauf der Monate und Jahre, der gewöhnlich still und grausam ist, erlebte er einige Rückschläge, die bei ihm zu einem Sinneswandel führten. Zum Beispiel wurde ihm bald klar, dass der Jünger-Kreis nicht so jüngertreu war, wie er gedacht hatte, sondern wie jede literarische Gruppierung dem Wechsel der Jahreszeiten unterlag, ihre Mitglieder also im Oktober waschechte Jüngerianer waren, sich im Winter aber urplötzlich in Anhänger von Pio Baroja und im Frühling in Anhänger von Ortega y Gasset verwandelten, im Sommer sogar ihr Stammlokal verließen, sich auf offener Straße trafen und zu Ehren von Camilo José Cela bukolische Gedichte anstimmten, was vom jungen und im Grunde patriotisch gesinnten Espinoza vorbehaltlos akzeptiert worden wäre, wenn bei diesen Veranstaltungen ein jovialerer, karnevaleskerer Geist geherrscht hätte, nur dass er sich nicht so ernst nehmen konnte wie die wetterwendischen Jüngerianer sich ernst nahmen.

Bitterer war es, zu erleben, wie die Gruppe auf seine eigenen schriftstellerischen Versuche reagierte, so ablehnend nämlich, dass er sich einmal, in einer schlaflosen Nacht zum Beispiel, ernsthaft fragte, ob diese Leute ihm nicht indirekt zu verstehen gaben, er solle verschwinden, sie nicht länger belästigen und sich nie wieder blicken lassen.

Noch bitterer wurde es, als Jünger persönlich nach Madrid kam und die Gruppe für ihn einen Besuch im Escorial organisierte, seltsame Laune des Meisters, das Escorial zu besuchen, und als Espinoza sich der Expedition anschließen wollte, in welcher Funktion auch immer, wurde ihm diese Ehre verweigert, als hätte er es nach Meinung der Pseudo-Jüngerianer nicht verdient, der Leibgarde des Deutschen anzugehören, oder als fürchteten sie, er, Espinoza, könne sie durch irgendeinen Akt abstruser Unreife blamieren, obwohl man ihm die

Sache offiziell (vielleicht aus einem Anflug von Mitleid) damit erklärte, dass er kein Deutsch sprach, alle anderen, die Jünger zum Picknick begleiteten, dagegen schon.

Damit endete Espinozas Episode mit den Jüngerianern. Und es begannen die Einsamkeit und der Regen (oder das Gewitter) der oft widersprüchlichen und nicht realisierbaren Vorsätze. Er erlebte keine angenehmen und noch viel weniger vergnügte Nächte, doch wurden ihm zwei Dinge klar, die ihm in den ersten Tagen sehr halfen: Dass aus ihm niemals ein Erzähler werden würde und er auf seine Art ein mutiger Bursche war.

Außerdem wurde ihm klar, dass er ein rachsüchtiger Bursche war und voller Groll, dass ihm der Groll aus allen Poren drang und es ihm nichts ausgemacht hätte, jemanden zu töten, egal wen, wenn das die Einsamkeit, den Regen und die Kälte von Madrid gemildert hätte, aber er zog es vor, diese Entdeckung im Dunkeln zu lassen und sich lieber auf seine Einsicht zu konzentrieren, dass aus ihm kein Schriftsteller werden würde, und aus seinem frisch ausgegrabenen Mut den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Er blieb also an der Universität und studierte weiter spanische Literatur, schrieb sich gleichzeitig aber auch für deutsche ein. Er schlief zwischen vier und fünf Stunden täglich und verwendete die restliche Zeit auf das Studium. Bevor er in deutscher Philologie seinen Abschluss machte, schrieb er einen zwanzigseitigen Essay über Werther und die Musik, der in einer Madrider Literaturzeitung und in einer Schriftenreihe der Uni Göttingen veröffentlicht wurde. Mit fünfundzwanzig hatte er beide Fächer abgeschlossen. 1990 promovierte er in deutscher Literatur mit einer Arbeit über Benno von Archimboldi, die ein Jahr später in einem Barceloneser Verlag erschien. Zu jener Zeit war Espinoza ein Stammgast auf Kongressen und Konferenzen zur deutschen Literatur. Sein Deutsch war zwar nicht brilliant, aber mehr als passabel. Außerdem sprach er Englisch und Französisch. Wie Morini und Pelletier hatte er eine gute Stelle, bezog ein anständiges

Gehalt und wurde (soweit das möglich ist) von seinen Studenten und Kollegen geachtet. Archimboldi oder einen anderen deutschen Autor übersetzte er nie.

Noch etwas hatten Morini, Pelletier und Espinoza – abgesehen von Archimboldi – gemeinsam. Alle drei verfügten über einen eisernen Willen. Eigentlich hatten sie noch etwas gemeinsam, aber davon reden wir später.

Liz Norton dagegen war nicht das, was man üblicherweise eine willensstarke Frau nennt, will sagen, sie entwarf keine mittel- oder langfristigen Pläne und verwandte auch nicht all ihre Energie darauf, solche umzusetzen. Wenn sie litt, sah man ihr den Schmerz gleich an, und wenn sie glücklich war, wirkte das Glück, das sie ausstrahlte, ansteckend. Sie war außerstande, sich ein klar umrissenes Ziel zu setzen und die Beständigkeit aufzubringen, es mit Erfolg zu krönen. Im Übrigen schien ihr kein Ziel reizvoll und erstrebenswert genug, um sich ihm ganz zu verschreiben. Die Formulierung »ein Ziel erreichen«, wenn es um persönliche Dinge ging, hielt sie für eine kleingeistige Falle. Sie zog dieser Formulierung das Wörtchen »leben« und in seltenen Fällen das Wörtchen »Glück« vor. Wenn der Wille, wie William James meint, mit einem gesellschaftlichen Anspruch verbunden ist und es darum einfacher ist, in den Krieg zu ziehen als das Rauchen aufzugeben, könnte man von Liz Norton sagen, dass sie eine Frau war, der es leichter fiel, mit Rauchen aufzuhören als in den Krieg zu ziehen.

Jemand an der Universität hatte das irgendwann zu ihr gesagt, und sie war entzückt, obwohl sie deswegen nicht anfang, William James zu lesen, weder früher noch später, nie. Für sie war das Lesen unmittelbar mit Vergnügen verbunden, nicht mit Wissen oder Geheimnissen oder mit den Konstruktionen und Labyrinthen der Sprache, wie für Morini, Espinoza und Pelletier.

Ihre Entdeckung von Archimboldi war die von allen am wenigsten traumatische oder poetische. Während der drei Monate, die sie 1988, im Alter von zwanzig Jahren, in Berlin verbrachte, hatte ein deutscher

Freund ihr einen Roman von einem Autor geliehen, den sie nicht kannte. Sein Name kam ihr befremdlich vor. Wie war es möglich, fragte sie den Freund, dass ein deutscher Autor wie ein Italiener hieß und trotzdem ein *von* vor dem italienischen Nachnamen trug, was auf adlige Abstammung hindeutete? Der deutsche Freund wusste nicht, was er antworten sollte. Wahrscheinlich ein Pseudonym, sagte er. Und um dem anfänglichen Befremden noch zusätzliche Nahrung zu geben, fügte er hinzu, dass männliche Vornamen in Deutschland in der Regel nicht auf Vokale endeten. Weibliche Vornamen durchaus. Aber männliche Vornamen seltener. Der Roman hieß *Die Blinde* und gefiel ihr, wenn auch nicht gut genug, um in die Buchhandlung zu laufen und sämtliche Werke von Archimboldi zu kaufen.

Fünf Monate später, als sie schon wieder in England wohnte, bekam Liz Norton von ihrem deutschen Freund ein Geschenk mit der Post. Wie man sich leicht denken kann, handelte es sich um einen weiteren Roman von Archimboldi. Sie las ihn, er gefiel ihr, sie suchte in der Bibliothek ihres Colleges nach anderen Büchern des Deutschen mit dem italienischen Namen und fand zwei: Das eine war der Roman, den sie schon in Berlin gelesen hatte, das andere war *Bitzius*. Diese Lektüre trieb sie dann doch aus dem Haus. Im viereckigen Hof regnete es, der viereckige Himmel erinnerte an den Lachkrampf eines Roboters oder eines nach unserem Bild erschaffenen Gottes, auf dem Rasen des Parks flossen die schrägen Tropfen von oben nach unten, aber es hätte auch nichts geändert, wenn sie von unten nach oben geflossen wären, dann wurden aus den schrägen (Tropfen) runde (Tropfen), die von der Erde, die den Rasen trug, verschluckt wurden, Rasen und Erde schienen zu sprechen, nein, nicht zu sprechen, zu diskutieren, und ihre unverständlichen Worte waren wie Spinweben aus Kristall oder wie winzige Rülpscherchen aus Kristall, ein Knistern, das kaum zu hören war, als hätte Norton an diesem Nachmittag nicht Tee, sondern ein Gebräu aus Peyote-Kaktus getrunken.

In Wirklichkeit hatte sie aber nur Tee getrunken und fühlte sich

benommen, als hätte eine Stimme im Ohr ihr eine fürchterliche Rede wiederholt, deren Worte in dem Maße verblassten, wie sie sich vom College entfernte und der Regen ihren grauen Rock und ihre knochigen Knie und ihre hübschen Knöchel benetzte, aber mehr auch nicht, denn als Liz Norton hinaus in den Park lief, hatte sie nicht vergessen, einen Regenschirm mitzunehmen.

Das erste Mal trafen Pelletier, Morini, Espinoza und Norton 1994 auf einem Kongress zu deutscher Gegenwartsliteratur in Bremen zusammen. Zuvor hatten sich Pelletier und Morini bei den Leipziger Literaturtagen kennengelernt – 1989, die DDR lag in den letzten Zügen – und sich im Dezember desselben Jahres auf einem germanistischen Symposium in Mannheim wiedergetroffen (eine katastrophale Veranstaltung, miserable Hotels, miserables Essen und noch miserablere Organisation). 1990 trafen Pelletier und Morini bei einer Konferenz über deutschsprachige Gegenwartsliteratur in Zürich mit Espinoza zusammen. Während der Tage der Europäischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts in Maastricht 1991 sahen Espinoza und Pelletier sich wieder (Pelletier hielt einen Vortrag zum Thema »Heine und Archimboldi. Konvergierende Wege«, Espinoza hielt einen Vortrag zum Thema »Ernst Jünger und Benno von Archimboldi. Divergierende Wege«), und man kann mit einiger Sicherheit sagen, dass von diesem Moment an nicht nur jeder die jeweiligen Veröffentlichungen des anderen las, sondern dass sie auch Freunde wurden oder dass zwischen ihnen so etwas wie freundschaftliche Bande entstanden. Auf der Tagung deutscher Literatur in Augsburg 1992 trafen Pelletier, Espinoza und Morini erneut zusammen. Die drei präsentierten neue Forschungen zu Archimboldi. Monatelang war die Rede davon, dass Benno von Archimboldi plane, persönlich zu der Großveranstaltung zu erscheinen, die neben den üblichen Germanisten auch eine ganze Reihe deutscher Schriftsteller und Dichter versammeln sollte. Im letzten Moment jedoch, zwei Tage vor der Veranstaltung, traf ein Telegramm von Archimboldis Hamburger

Verlag ein, das sein Fernbleiben zu entschuldigen bat. Außerdem wurde die Tagung ein Reinfall. Pelletiers Ansicht nach war das einzig Interessante der Vortrag eines alten Berliner Professors über das Werk Arno Schmidts (noch ein vokalisches endender deutscher Männername), sonst kaum etwas, eine Ansicht, die Espinoza vollkommen und Morini ansatzweise teilte.

Ihre freie Zeit, die reichlich bemessen war, nutzten sie für einen Spaziergang zu den nach Pelletiers Meinung kümmerlichen Sehenswürdigkeiten von Augsburg, eine Stadt, die Espinoza insgesamt kümmerlich fand und die Morini nur ein wenig kümmerlich fand, aber letztlich doch kümmerlich, wobei abwechselnd Espinoza und Pelletier den Rollstuhl des Italieners schoben, um dessen Gesundheit es damals nicht zum Besten stand, sondern auch eher kümmerlich, weshalb seine beiden Begleiter und Kollegen der Meinung waren, ein wenig frische Luft könne ihm nicht schaden, ganz im Gegenteil.

Am darauffolgenden Germanistenkongress in Paris 1992 nahmen nur Pelletier und Espinoza teil. Morini, der auch eingeladen worden war, plagte zu jener Zeit eine stärker als sonst angegriffene Gesundheit, weshalb sein Arzt ihm unter anderem geraten hatte, Reisen, selbst kurze, zu vermeiden. Der Kongress verlief ganz passabel, und obwohl Pelletier und Espinoza einen dichten Zeitplan hatten, fand sich eine Lücke, um gemeinsam in einem winzigen Restaurant in der Rue Galande, unweit von Saint-Julien-le-Pauvre, zu Abend zu essen, wobei sie, abgesehen von dem Gespräch über ihre jeweiligen Arbeiten und Steckenpferde, während des Nachtschicks ausgiebig über die Gesundheit des melancholischen Italieners spekulierten, eine schlechte Gesundheit, eine fragile Gesundheit, eine schändliche Gesundheit, die ihn dennoch nicht daran gehindert hatte, ein Buch über Archimboldi in Angriff zu nehmen, das, wie der Italiener sich Pelletier gegenüber am Telefon ausgedrückt hatte – ob im Ernst oder im Spaß, vermochte er nicht zu sagen –, das große Archimboldi-Buch werden könnte, der Lotsenfisch, der für lange Zeit neben dem großen schwarzen Hai, also dem Werk des Deutschen, herschwimmen sollte.

Beide, Pelletier und Espinoza, respektierten Morinis Arbeit, doch Pelletiers Worte (gesprochen, als stünde er im Innern einer alten Burg oder im Innern des tief unter dem Wassergraben gelegenen Kerkers einer alten Burg) klangen in dem friedlichen Restaurant in der Rue Galande wie eine Drohung und trugen dazu bei, einen Schlusspunkt hinter einen Abend zu setzen, der unter der Ägide von Höflichkeit und erfüllten Wünschen begonnen hatte.

Nichts davon trübte das Verhältnis, das Pelletier und Espinoza mit Morini verband.

Alle drei trafen sich 1993 wieder, auf einer Konferenz über deutschsprachige Literatur in Bologna. Und alle drei waren an Heft 46 der *Werkstudien* beteiligt, einer Berliner literaturwissenschaftlichen Zeitschrift, die sich ausschließlich mit Archimboldi befasste. Es war nicht die erste Zusammenarbeit mit der Berliner Zeitschrift. Heft 44 hatte einen Aufsatz von Espinoza zur Gottesvorstellung bei Archimboldi und Unamuno gebracht. In Heft 38 war ein Artikel von Morini über die Situation deutscher Literatur an italienischen Universitäten erschienen. Und zu Heft 37 hatte Pelletier einen Ausblick auf die für Frankreich und Europa wichtigsten deutschen Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts beigezeichnet – ein Text, der, nebenbei gesagt, für einige, zum Teil wütende, Proteste gesorgt hatte.

Wichtig für uns jedoch ist Heft 46, in dem nicht nur die Existenz zweier antagonistischer Flügel der Archimboldi-Forschung offenkundig wurde – Pelletier, Morini und Espinoza auf der einen Seite, Schwarz, Borchmeyer und Pohl auf der anderen –, sondern in dem vor allem ein Text von Liz Norton erschien – den Pelletier glänzend, Espinoza überzeugend und Morini interessant fand –, der sich (ohne dass jemand sie darum gebeten hatte) hinter die Positionen des Franzosen, des Spaniers und des Italieners stellte, die drei mehrfach zitierte und damit bewies, dass sie ihre in Fachzeitschriften und Kleinverlagen erschienenen Arbeiten und Monographien genauestens kannte.

Pelletier war kurz davor, ihr zu schreiben, tat es dann aber doch nicht. Espinoza rief Pelletier an und fragte, ob es nicht ratsam wäre, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. In ihrer Unsicherheit beschloßen sie, Morini zu fragen. Morini enthielt sich jeglichen Kommentars. Das Einzige, was sie von Liz Norton wussten, war, dass sie an einer Londoner Universität deutsche Literatur unterrichtete. Und dass sie im Gegensatz zu ihnen keine Professur innehatte.

Der Literaturkongress in Bremen verlief turbulent. Zum Entsetzen der deutschen Archimboldianer ging Pelletier mit Morinis und Espinozas Schützenhilfe wie Napoleon bei Jena überraschend zum Angriff über, und binnen kürzester Zeit retirierten die besiegten Fähnlein von Pohl, Schwarz und Borchmeyer in wilder Flucht in die Bremer Cafés und Kneipen. Die jüngeren unter den anwesenden deutschen Professoren reagierten zunächst verdutzt, ergriffen dann aber – bei allem Vorbehalt, versteht sich – Partei für Pelletier und seine Freunde. Die Kongressbesucher, mehrheitlich Angehörige der Universität Göttingen, die mit Bus und Bahn angereist waren, votierten ebenfalls und ohne jeden Vorbehalt für Pelletiers genauso fulminante wie lapidare Interpretationen, hingerissen von der dionysischen, festlichen Vision, von Exegese von letztem (oder vorletztem) Karneval, für die Pelletier und Espinoza eintraten. Zwei Tage später gingen Schwarz und seine Adlaten zum Gegenangriff über. Sie hielten Archimboldi einen Heinrich Böll entgegen und sprachen von Verantwortung. Sie hielten Archimboldi einen Uwe Johnson entgegen und sprachen von Leiden. Sie hielten Archimboldi einen Günter Grass entgegen und sprachen von gesellschaftlichem Engagement. Borchmeyer hielt Archimboldi sogar einen Friedrich Dürrenmatt entgegen und sprach von Humor, was Morini wie der Gipfel der Frechheit vorkam. Dann erschien wie durch glückliche Fügung Liz Norton und schlug den Gegenangriff im Stile eines Desaix oder eines Lannes zurück, eine blonde Amazone, die ein perfektes, allenfalls etwas zu schnelles Deutsch sprach und über Grimmelshausen, Gryphius und viele andere vortrug, unter

anderem auch über Theophrastus Bombastus von Hohenheim, besser bekannt unter dem Namen Paracelsus.

Noch am gleichen Abend aßen sie gemeinsam in einem schmalen, langgezogenen Souterrainlokal nicht weit vom Fluss – in einer dunklen, von alten hanseatischen Häusern gesäumten Straße, von denen einige aussahen wie ehemalige Verwaltungsgebäude der Nazis –, zu dem einige wenige regennasse Treppenstufen hinunterführten.

Das Lokal könnte scheußlicher nicht sein, dachte Liz Norton, und doch wurde es ein langer, angenehmer Abend, und das so gar nicht steife Verhalten von Pelletier, Morini und Espinoza war ein Grund mehr, warum Norton sich wohl fühlte. Natürlich kannte sie fast alle ihre Veröffentlichungen, doch war sie überrascht (angenehm überrascht), dass sie auch einige von ihren Arbeiten kannten. Das Gespräch durchlief vier Phasen: Anfangs lachten sie über die Abreibung, die Norton Borchmeyer verpasst hatte, und über Borchmeyers wachsendes Entsetzen über Nortons immer erbarmungslosere Attacken, dann sprachen sie über künftige Treffen, speziell über eine Veranstaltung an der Universität von Minnesota, zu der über fünfhundert Professoren, Übersetzer und Spezialisten der deutschen Literatur anreisen wollten und die in Morini den begründeten Verdacht weckte, es könne sich um eine Luftnummer handeln, anschließend sprachen sie über Benno von Archimboldi und über sein Leben, von dem so wenig bekannt war: Alle, angefangen bei Pelletier bis hin zu Morini, der sich, obwohl gewöhnlich der Schweigsamste, an diesem Abend sehr gesprächig zeigte, gaben Anekdoten und Klatschgeschichten zum Besten, verglichen zum wiederholten Mal vage, altbekannte Informationen und spekulierten wie Leute, die immer wieder auf ihren Lieblingsfilm zu sprechen kommen, über das Rätsel von Archimboldis Aufenthaltsort und Leben; zu guter Letzt sprachen sie, während sie durch die nassen, leuchtenden Straßen gingen (flackernd leuchtende Straßen allerdings, als wäre Bremen eine Maschine, durch die nur von Zeit zu Zeit kurze, heftige Stromstöße zuckten), über sich selbst.

Alle vier waren unverheiratet, und das schien ihnen ein ermutigendes Zeichen. Alle vier lebten allein, obwohl Liz Norton ihre Londoner Wohnung manchmal mit einem Bruder teilte, einem Weltenbummler, der für eine NGO arbeitete und nur ein paar Mal im Jahr nach England zurückkehrte. Alle vier verfolgten sie ihre Karrieren, doch Pelletier, Espinoza und Morini waren promoviert und die beiden ersten leiteten ihre jeweiligen Fachbereiche, während Norton gerade erst an ihrer Dissertation saß und nicht erwartete, einmal Leiterin des germanistischen Fachbereichs ihrer Universität zu werden.

In dieser Nacht dachte Pelletier vor dem Einschlafen nicht an das Hickhack auf dem Kongress, sondern erinnerte sich, wie er durch die angrenzenden Straßen lief, und dachte an Liz Norton, die neben ihm ging, während Espinoza Morinis Rollstuhl schob, und alle vier lachten sie über die Bremer Stadtmusikanten, die, einträchtig und treuherzig eins auf dem Rücken des anderen, ihnen oder ihren Schatten auf dem Asphalt hinterherschauten.

Von da an verging keine Woche, in der sich die vier nicht regelmäßig anriefen, ohne Rücksicht auf Telefonrechnungen und die manchmal äußerst gewagte Uhrzeit.

Es kam vor, dass Liz Norton Espinoza anrief und ihn nach Morini fragte, mit dem sie tags zuvor gesprochen und der irgendwie deprimiert geklungen hatte. Noch am selben Tag griff Espinoza zum Hörer und teilte Pelletier mit, Norton glaube, Morini gehe es wieder schlechter, woraufhin Pelletier umgehend Morini anrief, ihn ohne Umschweife nach seinem Gesundheitszustand fragte, mit ihm lachte (Morini war bemüht, nie ernsthaft über dieses Thema zu reden) und sich über irgendeine belanglose Arbeitsangelegenheit mit ihm austauschte, um anschließend die Engländerin anzurufen, zum Beispiel nachts um zwölf, nachdem er die Vorfreude auf das Gespräch durch ein einfaches, aber exquisites Abendessen hinausgezögert hatte, und ihr zu versichern, dass Morinis Zustand, soweit man das erwarten durfte, gut, normal, stabil sei und dass, was Norton für eine Depres-

sion gehalten habe, bloß der natürliche Zustand des ausgesprochen wetterfühligen Italieners sei (vielleicht war es ein scheußlicher Tag in Turin, vielleicht hatte Morini in jener Nacht Gott weiß was für schreckliche Träume gehabt), und schloss auf diese Weise einen Kreislauf, den ein Anruf von Morini bei Espinoza am nächsten Tag oder zwei Tage später wieder in Gang setzte, ohne Vorwand, ein Anruf, um hallo zu sagen, um ein Weilchen zu plaudern, der unfehlbar in Belanglosigkeiten mündete, in Bemerkungen über das Wetter (als würden sich Morini und sogar Espinoza einige Gewohnheiten britischer Gesprächsführung zu eigen machen), in Empfehlungen für Filme, in leidenschaftslose Kommentare zu Neuerscheinungen, kurz, ein eher einschläferndes oder wenigstens lustloses Telefongespräch, das Espinoza jedoch mit eigenartiger oder vorgetäuschter Begeisterung oder Zärtlichkeit verfolgte, jedenfalls mit zivilisiertem Interesse, und das Morini abspulte, als wenn sein Leben davon abhinge, und auf das nach zwei Tagen oder ein paar Stunden ein Anruf nach mehr oder weniger gleichem Muster von Espinoza bei Norton folgte, die ihrerseits Pelletier anrief, der seinerseits Morini anrief, um nach Tagen von neuem zu beginnen, transponiert in einen hochspezialisierten Code, Signifikat und Signifikant bei Archimboldi, Text, Subtext und Paratext, Rückeroberung der verbalen und körperlichen Territorialität auf den letzten Seiten von *Bitzius*, was im Übrigen das Gleiche war, wie über Kino zu reden oder über Probleme im Germanistischen Institut oder über die Wolken, die unablässig von morgens bis abends über ihre vier Städte hinwegzogen.

Ende 1994 trafen sie sich beim Kolloquium über europäische Nachkriegsliteratur in Avignon wieder. Norton und Morini kamen als Zuhörer, obwohl ihre Universitäten die Reisekosten trugen, und Pelletier und Espinoza steuerten kritische Untersuchungen zur Bedeutung von Archimboldis Werken bei. Pelletiers Arbeit konzentrierte sich auf das Inselhafte, auf den Bruch mit der deutschen, nicht jedoch der europäischen Tradition, was sämtliche Bücher Archimboldis aus-

zuzeichnen schien. Espinozas Arbeit, eine der vergnüglichsten, die der Spanier je schrieb, behandelte das Geheimnis, das die Person Archimboldis umgab, über den möglicherweise niemand, nicht einmal sein Verleger, Genaueres wusste: Biographische Angaben gab es nur wenige (deutscher Schriftsteller, geboren 1920 in Preußen), sein Wohnort war geheim, obwohl sein Verleger bei einer Gelegenheit einem Journalisten vom *Spiegel* gegenüber versehentlich verriet, dass ihn eins der Manuskripte aus Sizilien erreicht habe. Niemand seiner noch lebenden Kollegen hatte ihn je gesehen, es existierte auf Deutsch keine Biographie von ihm, trotzdem der Verkauf seiner Bücher stetig zunahm, sowohl in Deutschland als auch im restlichen Europa und sogar in den Vereinigten Staaten, wo man ein Faible für verschwundene (verschwundene oder steinreiche) Schriftsteller oder für Legenden von verschwundenen Schriftstellern hat und wo seine Bücher eine immer größere Verbreitung fanden, nicht nur an den germanistischen Instituten der Universitäten, sondern auf dem ganzen Campus und außerhalb des Campus, in den ausgedehnten Städten, die die mündliche oder visuelle Literatur liebten.

An den Abenden gingen Pelletier, Morini, Espinoza und Norton gemeinsam essen, manchmal in Begleitung von ein oder zwei deutschen Professoren, die sie seit längerem kannten und die sich für gewöhnlich zeitig in ihre Hotels zurückzogen oder bis zum Schluss blieben, dann aber diskret im Hintergrund, als verstünden sie, dass die vierwinklige Figur der Archimboldianer niemanden in ihre Mitte ließ oder sich zu dieser späten Stunde sogar gegen fremde Zudringlichkeit heftig verwehren könnte. Am Ende blieben sie immer im Quartett und liefen so unbeschwert und glücklich durch die Straßen von Avignon wie seinerzeit durch die schwärzlichen Amtsstubenstraßen von Bremen oder durch die vielfältigen Straßen, die die Zukunft noch für sie bereithielt, Morini von Norton geschoben, mit Pelletier zur Linken und Espinoza zur Rechten, oder Morini, von Pelletier geschoben, mit Espinoza neben sich, und Norton, die rückwärts vor ihnen herging und sie